



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Patron der christlichen Lehrer.

Der himmlische Vater hat den hl. Joseph zum Erzieher seines Sohnes auserwählt und ihm alle Eigenschaften verliehen, die eine so hohe Würde verlangt. Könnten sich daher die Lehrer und Erzieher der Jugend einen besseren Schutzpatron auserwählen, als ihn?

Wer kann wohl besser als der hl. Joseph den Lehrern jenen Geist des Glaubens und des Eisers einflößen, der ihn während seines ganzen Lebens in Erfüllung seiner Pflichten gegen Jesus befeelte, und der sie ebenfalls befehlen muß, damit sie die Kinder Gottes gut erziehen können? Denn so heilig und erhaben der Beruf des Lehrers ist, so groß und schwer sind auch die danit verbundenen Pflichten.

Der christliche Lehrer, der seinen Beruf richtig erfaßt, muß denselben als den exzellensten nach dem Priestertum ansehen. Auch mit ihm, nicht nur mit den Eltern, teilt der himmlische Vater seine Vaterschaft; ihm ist nicht allein ein großer Teil der Pflichten übertragen, die naturgemäß und an erster Stelle den Eltern zukommen, sondern er ist noch mehr als diese ein Mitarbeiter Gottes in dem großen Werke der steten Erneuerung des Menschengeschlechtes. Denn seine Aufgabe ist es hauptsächlich, die jungen Wesen, welche das Wort der Allmacht ins Dasein gerufen, zu dem zu machen, was sie nach Gottes Willen sein sollen.

Die Erziehung ist so recht ein Werk väterlicher, uneigennütziger Liebe, voll aufopfernder, mühsamer Arbeit und hingebender Geduld, fortwährend unterstützt von Gottes Beistand. Sie setzt von Seiten des Lehrers einen besonderen Beruf voraus, einen lebendigen Glauben und große Uneigennützigkeit, von Seiten des Kindes Ehrfurcht, Vertrauen und Liebe zum Lehrer, sowie Gottesfurcht und Frömmigkeit. Da heißt es, beständig sich selbst aufopfern. Ein solches Opferleben aber schmeichelt weder der Eigenliebe, noch befriedigt es die Gewinnsucht.

Christliche Lehrer, die ihr dies Opfer gebracht und noch beständig bringt, schaut nach oben und blicket auf den himmlischen Vater, der euch segnet! Hundertfach wird er euch vergelten, was ihr dem geringsten seiner Kinder getan, wie er den hl. Joseph so hoch erhoben und verherrlicht hat, weil er seinen eingeborenen Sohn in Armut und Demut großgezogen. Erwartet nichts von der Welt, denn klein ist die Zahl derer, die eure Hingabe an euren erhabenen Beruf zu schätzen wissen. Der Glaube vielmehr sei euer Trost, der euch sagt, daß erste Tugend nur durch Demütigungen bewahrt wird, und daß wahres Verdienst vor dem Gifte des Stolzes nirgends sicherer ist, als in unbekannter Verborgenheit. Freuet euch, auch hierin dem hl. Joseph ähnlich zu sein, der troß seines erhabenen Berufs unbeachtet durchs Leben ging.

Nehmet den hl. Joseph zum Vorbild in jeglicher Tugend. Er wird euch helfen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich euch im großen Werke der Erziehung der Jugend entgegenstellen. Weihet ihm all eure Arbeiten und Sorgen, befehlet ihm eure Böblinge an und lehret sie ihn lieben und verehren!

Er allein wird mehr zu einem guten Erfolge beitragen, als all' eure Anstrengungen.

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Wie die Nacht des geistlichen Beschlusses, so lernte Clemens Brentano an Anna Katharina auch die Kraft des priesterlichen Segens kennen. Er berichtet:

„Sie erzählte mir: „Ich bin durch körperliche und Seelenleiden, sowie durch die schreckhaften Bilder, die mir im Geiste gezeigt werden, oftmals dem Tode nahe. Ich verschmachtete dann und habe keinen Tropfen



Herz Mariä.

Wasser, weil ich mich nicht röhren kann.“ Bei diesen Worten reichte ich ihr zu trinken, und da ich den Rand des Glases mit Weihwasser bestrich, sagte sie: „Das ist Wein! Wein aus dem Kirchgarten!“

An einem anderen Tage saß ich in ihrem Zimmer, während sie im Schauen war. Da sie, ohne aus dem Gesichte zu kommen, schwer zu stöhnen begann, nahte ich ihr mit dem Trinkglase, das neben ihr stand und immer geweihtes Wasser enthalten sollte. Ich fragte sie, ob sie trinken wolle, allein sie schüttelte, bleich und elend ausschend, mit dem Kopf und sprach mit der Stimme einer Verschmachtenden: „Ich muß ein wenig von Priesterhand gesegnetes, frisches Wasser haben. Es sind zwei Priester ganz nahe bei mir. Sie haben diese Kraft Gottes, aber sie vergessen mich, und ich muß verschmachten. Gott will, daß ich davon lebe.“ — Ich begab mich sogleich in die naheliegende Stube des Abbe Lambert und fand wirklich ihren Beichtvater bei demselben, was weder ich noch sie ge-

wußt hatte, weil wir ihn abwesend glaubten. Der letztere segnete frisches Wasser und ich brachte es ihr. Sie trank willig und sagte: „Ich bin erquict.“

Bei einem anderen Anlasse hörte ich sie über den priesterlichen Segen die Aeußerung tun: „Es ist gar traurig, wie nachlässig in unsren Tagen die Priester mit dem Segnen sind. Es ist, als wissen sie oft nicht mehr, was der Priestersegne ist; viele glauben kaum daran und schämen sich des Segens als einer veralteten und abergläubischen Ceremonie. Viele endlich gehen mit dieser heiligen, von Jesus Christus ihnen gegebenen Kraft und Gnade ganz gedankenlos und oberflächlich um. Wird das Segnen an mir versäumt, so empfange ich wohl zuweilen von Gott den Segen; aber da der Herr das Priestertum eingesetzt und ihm die Gewalt der Segnung übergeben hat, muß ich oft aus Sehnsucht nach dem hl. Segen beinahe verschmachten.“

Der Pilger (Brentano) konnte sich von der Wahrheit dieser Worte fast täglich überzeugen, sodaß es ihn jedesmal sehr schmerzlich berührte, wenn sie in Abwesenheit des Beichtvaters nach geweihtem Wasser verlangte, und dieser vergessen hatte, solches zu bereiten. Da er sie einmal in glühender Fieberhitze mit vertrocknetem Mund und Gaumen fand, holte er ihr ein Glas frischen Wassers, das er vor der geschlossenen Zimmertüre nach bester Meinung segnete. Die Verschmachtende empfing ihn aber lächelnd mit den Worten: „Ach, warum sind Sie doch kein Priester!“ und auf sein Erstaunen gestand sie, daß sie ihn durch die geschlossene Türe das Wasser habe segnen sehen. Diese Wahrnehmung machte auf ihn einen ganz eigenen Eindruck; aber noch viel mehr wurde er überrascht, als ihm einmal plötzlich die Gewißheit wurde, Anna Katharina lese selbst seine geheimsten und flüchtigsten Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)

Der geistliche Kampf.

Es fügte sich, daß der selige Heinrich Sufo einmal, um zu predigen, in das Land zog. Und da er in einem gemeinsamen Schiff kam auf dem Bodensee, saß darin unter anderem ein stattlicher Rittersmann, der trug höfische Kleider. An ihn machte er sich heran und fragte ihn, welch Standes er wäre. Er sprach: „Ich bin ein Abenteurer und bringe die Herren zusammen zum Turnier. Da sieht und sieht man, und wer es am allerbesten tut, dem gibt man die Ehre und ihm wird der Lohn.“

(Er sprach:) „Was für ein Lohn?“

Der Ritter entgegnete: „Die schönste Frau, die da ist, gibt ihm einen goldenen Fingerring an seine Hand.“

Da fragte er abermals: „Sag mir, Lieber, was muß einer tun, daß ihm die Ehre werde und der Fingerring?“

Er sprach: „Wer allermeist Streiche und Gedränge erleidet und darin nicht verzagt, sondern fecklich und männlich sich gerbetet (aushält), der fest im Sattel sitzt und sich schlagen läßt, dem wird der Preis gegeben.“

Und er fragte wiederum: „Ach sage mir: Wenn einer nur im ersten Anrennen mutig ist, ist das genug?“

Der Ritter sprach: „Nein, er muß vielmehr das Turnier aushalten, und würde er geschlagen, daß ihm

das Feuer aus den Augen sprüht und das Blut aus Mund und Nase strömt, er muß all das leiden, wenn er den Preis gewinnen will.“

„Wie aber, lieber Freund, darf er nicht weinen oder traurig sich gebärden, wenn er so übel geschlagen wird?“

„Nein, und wenn ihm selbst das Herz im Leibe rockt, er darf dergleichen nicht tun, muß sich vielmehr fröhlich stellen, sonst würde er zum Spott und Verlöre die Ehre und den Fingerring.“

Ob dieser Rede war der Selige in sich selbst geschlagen, er seufzte inniglich und sprach: „Ach, würdiger Herr, müssen die Ritter dieser Welt solche Leiden ertragen um so geringen Lohn, Gott, wie ist es dann so billig, daß man um den ewigen Preis noch viel mehr Mühen erleidet! O Herr, wäre ich doch würdig, dein geistlicher Ritter zu werden! Cha, schöne, nämliche ewige Weisheit, deren Gnadenreichthum nichts gleich kommt in allen Landen, möchte doch meiner Seele von dir jener Fingerring werden! Ach, darum wollte ich leiden, was du nur immer wolltest!“ — Und er weinte vor übergroßem Ernst, der ihn ersafte.

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

Der Anblick der aufgespeicherten Vorräte hatte für mich etwas herzerquickendes. „Mag da kommen, was will,“ dachte ich bei mir, „soviel ist sicher, an Hungersnot werden wir nicht zu leiden haben.“

Ich verließ die Höhle wieder und hielt eine kleine Umschau über das eigentümliche Tal. Mein Blick schwefte hinauf zu dem hohen Felsenriff, an dessen Frontseite viele unserer Krieger bemerkbar waren, die aber aus solcher Ferne gesehen, den reinsten Fliegen glichen. Vom Rande des Felsens kam ein dünner Wasserstrahl nieder; er war in seinem Oberlaufe fein und zart wie ein Silberfaden, machte dann einen tiefen Fall, zerstob an den rauhen Felsen in ein Wölkchen Sprühregen, in dem die Sonne einen Regenbogen bildete, und versank zuletzt am Fuße des Berges in einem dunkeln Teich.

Von der Isibaya her hörte ich das zutrauliche Gemühe der Kühe, das Melken munterer Ziegen, und sah, wie Weiber leichten Schrittes, mit der Milch-Kalabaschen auf dem Kopfe zum Vieh kraute. Ein Schwarm leichtgekleideter Kinder führte mit Wasser aus Rohr unter lautem Lärm und Toben Kriegsspiele auf. Ach, die Aermsten ahnten nicht, wie bald statt des harmlosen Spiels blutiger Ernst eintreten sollte. Das Bild war so friedlich und schön; darüber aber stieg mit siegender Helle der rosenfarbige Morgen empor, küßte den braunen Scheitel des Berges und ließ allmählich die über dem Tale sich lagernenden dunklen Schatten verschwinden.

Gemütlich weiter schlendernd, stand ich mich bald am Fuße des Pfades, der nach der Klippe führte. Eine innere Stimme trieb mich an, da hinaufzusteigen. Ich wollte doch sehen, was es dort oben Schönes gebe. Der Weg war sehr enge, selbst an den weitesten Stellen kaum 3—4 Schritte breit und nicht selten sich zu einem schmalen Fußpfad verengend. In beständigem Zacken ging es höher und höher hinauf. Manchmal ragte der Felsen, über welchen der Pfad gerade führte, über die darunter liegenden Felsmassen hinaus, sodaß man unter sich einen jähren Abgrund und in der Tiefe